

Verboten, schön zu malen

Das Jüdische Museum Berlin zeigt »Keine Kompromisse! Die Kunst des Boris Lurie«.

Von Elena Besukin

Der taube Goya schreit mir ins Ohr – flüstert: Es ist verboten, schön zu malen. Es ist verstaubt, die langsame Genuss-Inspiration für sich – zu haben. Du sollst genießen schwarze Raben! heißt es in einem Gedicht von Boris Lurie, dem das Jüdische Museum Berlin eine große Retrospektive widmet. Sie trägt den Titel »Keine Kompromisse!« Lurie wollte mit seiner Kunst verstören und provozieren, nein sagen zum Verdrängen und Vergessen, nein zum Opfersein.

Luries Werk ist von seinen Erfahrungen als Überlebender des Holocaust geprägt. Er wurde 1924 in Leningrad geboren, die Familie siedelte ein Jahr später nach Riga über, wo der Vater ein erfolgreicher Geschäftsmann war. Mit 17 verlor Lurie fast alle Frauen seines damaligen Lebens: seine Mutter, eine seiner zwei Schwestern, die Großmutter und die Jugendliebe. Sie wurden 1941 in Rumbola bei Riga in einem Massaker von deutschen und lettischen Polizeieinsatzgruppen erschossen. Lurie und sein Vater überlebten die Arbeitslager und KZs Lenta, Salaspils, Stutthof und Buchenwald. Im Außenlager Magdeburg-Polte wurden sie von den Amerikanern befreit. Danach halfen sie den US-Amerikanern bei der Suche nach Kriegsverbrechern. 1946 gingen sie gemeinsam nach New York.

Dort war Lurie ein KZ-Überlebender inmitten der US-Mittelschichtsgesellschaft. Das ergab eine Spannung, die in seinen Werken schließlich explodierte. Als Reaktion auf »die vielen ... fetten« Frauen, wie er sagte, malte er ab 1949 monströse, zerstückelte Frauenkörper, die an Fernand Léger und Francis Bacon erinnerten. Dazu bilden die »Dance

Hall Series«, von denen im Jüdischen Museum leider nur wenige zu sehen sind, einen zärtlichen Kontrast. 1959 gründete er mit seinen Freunden Stanley Fisher und Stan Goodman die »No!Art«-Kunstbewegung in New York. Sie einte die Ablehnung des kommerzialisierten Kunstbetriebs, sie waren gegen Pop-Art und abstrakten Expressionismus, die ab den 50er

Gertrude Stein Gallery in New York die »No!Sculptures«-Ausstellung, in der sie mit 21 Scheißhaufen dem Kunstbetrieb zeigen wollten, was sie von ihm hielten.

Sie waren gegen den kapitalistischen Konsumismus und gegen den US-Imperialismus. Lurie thematisierte Vietnamkrieg, Kuba-Krise, die Ermordung des kongolesischen Politikers Patrice

dass er sich schließlich von ihnen geradezu beobachtet gefühlt habe, wie Lurie selber berichtet. Dann ließ er sie in seine Kunst, in der sie eine Konstante bilden. Provokierend wirkt die krasse Kombination der Pin-ups mit den ikonisch gewordenen Fotos aus dem Holocaust, von ausgemergelten Gestalten und Leichenbergen. Das war Luries Kritik am voyeuristischen Blick

auf die Ermordeten. Luries Kunst ist radikal, roh, obszön, schmutzig und politisch – und bisher weitgehend unbekannt.

Der Medienraum der Ausstellung imitiert Luries Wohnung in New York. Fünf Filme geben Einblicke in sein Leben. Matthias Reichelt hat einen »Besuch bei Boris Lurie in Manhattan im April 2002« mit der Kamera dokumentiert. Er zeigt, dass diese Wohnung einer Höhle ähnelte. Sie war überfüllt mit Zeitungsausschnitten, Plakaten, Briefen, Notizen, Fotos und Dokumenten, alles vergilbt und zerfallend. »Eine Akkumulation von Zeit« nannte Lurie das. Nach dem Tod des Vaters 1964 war er reich, lebte von Aktiengewinnen und Immobilien. Doch seine Kunst fand keine Käufer. Er hielt sich einen deutschen Schäferhund namens Punch und verehrte Stalin, von dem ein lebensgroßes Plakat am Fußende seines Bettes im Krankenhaus hing, wo er 2008 starb: »Er

hat mich aus dem Konzentrationslager befreit.« So paradox wie seine Kunst war sein Leben, das er so auf den Punkt brachte: »Meine Sympathie ist mit der Maus, aber ich füttere die Katze.«

■ »Keine Kompromisse! Die Kunst des Boris Lurie«. Jüdisches Museum Berlin, bis 31. Juli 2016, mit Begleitprogramm



Mit 17 Jahren verlor Boris Lurie seine Mutter, eine seiner beiden Schwestern, die Großmutter und seine Liebste. Das Ölgemälde »Zerstückelte Frau, die einen Apfel isst« (1954)

Jahren den »freien Westen« symbolisierten. Andy Warhol, Roy Lichtenstein und andere waren ihnen zu oberflächlich, konsumaffirmativ und »amerikanisch-chauvinistisch«. Das Gegenprogramm brachte Lurie später auf eine kurze Formel: »Pin-ups, Excrement, Protest, Jew-Art«. 1964 machten Lurie und Goodman in der

Lumumba in wilden, großformatigen Collagen und expressiven Ölgemälden. Neben dem Davidstern als häufig wiederkehrendem Element fast immer dabei: pornographische Pin-ups, das Fleisch strammer Frauenkörper in aufreizenden Posen. In den 50ern hatte er damit begonnen, sie sich an den Wand zu heften. Es seien so viele geworden,

so wie seine Kunst war sein Leben, das er so auf den Punkt brachte: »Meine Sympathie ist mit der Maus, aber ich füttere die Katze.«

■ »Keine Kompromisse! Die Kunst des Boris Lurie«. Jüdisches Museum Berlin, bis 31. Juli 2016, mit Begleitprogramm

■ Die Freiheit von McApple versus den Terror. Von Wiglaf Droste

Die Botschaft, die nach jedem islamistischen/dschihadistischen Mordanschlag, der sich in Europa ereignet, verbreitet wird, ist so banal wie immer gleich: Wir – egal, ob es dieses »Wir« überhaupt gibt oder was es dann sein könnte – müssen weitermachen wie bisher, wir müssen ausgehen, wir müssen konsumieren, sonst hat der Terror beziehungsweise haben die Terroristen gewonnen.

So wird aus einem simplen Kaffee-trinken in der Öffentlichkeit und dem alltäglichen Brötchenkaufen beim Bäcker ein Akt der Zivilcourage. Es ist dieser Tage leicht, ein Held zu sein; man muss nur genauso dumm und beschränkt bleiben, wie man immer war, und – schwups! – sieht man sich in den geistigen Adelsstand und in die moralische Besserwelt erhoben. Wer auf diesem Kontinent einen Apple-Store, einen H&M-Laden, eine McDonald's-Filiale, ein Fußballstadion oder – besonders mutig! – eine christliche Kirche betritt, geht

als Kämpfer für die Freiheit und die »westlichen Werte« in die Geschichte ein, was immer diese auch sein oder wert sein mögen.

Wer mit dem Flugzeug reist, Taschen und Accessoires kauft oder sich im Getränkelaufen mit Flüssigem aller Art versorgt, muss nicht länger ohne einen Tapferkeitsorden nach Hause gehen; überhaupt ist jeder, der sich nicht in seiner Wohnung oder in seinem Haus verbarrikadiert und einbunkert, als heroischer Recke im Kampf gegen den Terror zu betrachten. »Männer wie wir / Wicküler Bier / schmeißen die Wurst weg, / fressen's Papier«, hieß das in einer Bierreklameverballhornung einmal, und diese Regel sollte wieder dringend ins Recht gesetzt werden.

Dass viele Menschen schlicht blöde, dämlich, egoistisch, stumpf, gemein, rücksichtslos, brutal und an allem desinteressiert sind, was den engen Horizont ihrer eigenen Vorteilsnahme welcher Art auch immer übersteigt, und dass sie sich ihr Leben

nach diesem eigenen Spiegelbild eingerichtet haben in einer Schmal-spurversion der Welt als Wille und Vorstellung, ist anthropologisch alles andere als eine Neuigkeit. So hirnlos, empathiefrei und selbstlobosisch in einem aber, wie die Spezies sich gerade selbst darstellt, war sie selten. Wenn Menschen in Kriegs- und Krisengebieten versuchen, soviel soziale und private Normalität wie möglich zu bewahren, hat das mit der Entschlossenheit zu tun, das Notwendige zu tun, um seine Würde zu schützen; Gestalten aber, die sich nach dem medialen Betrachten des Elends anderer schon groß fühlen, wenn sie anschließend vor die Türe gehen oder im Durchstreifen einer Shopping Mall einen lebensgefährlichen, tödlichen Akt gegen »die Ausweitung der Kampfzone« wöhnen, sind nichts als selbstgefällig und Hämorrhoiden der Menschheit.

Der Tag wird kommen, dass eine Kundin oder ein Kunde nach einem Einkauf statt der notorischen

»Treuepunkte« und »Kundenkarten« Rabatte von einer oder einem minderjährigen Zwangsprostituierten auf Anordnung der Geschäftsleitung gratis sexuelle Dienstleistungen offeriert bekommt. Dann wird »die Freiheit« noch entgrenzt sein als die von Peter Maffay oder Reinhard Mey besungene – wobei letzterem in seinem Lied »Über den Wolken / muss die Freiheit wohl grenzenlos sein« die Zeilen »Dann ist alles still, ich geh' / Regen durchdringt meine Jacke / Irgend jemand kocht Kaffee / in der Luftaufsichtsbaracke« gelangen, und wer das Wort »Luftaufsichtsbaracke« nicht nur zu reimen, sondern auch noch wohlklängend zu singen weiß, vor dem habe ich – ohne einen Hauch von Ironie – hohen Respekt.

Schwerpunkt »Futurismus«: Sternensinfonien und Planetenwind – die Science-Fiction-Kultur in der DDR. William Fitzsimmons – mit Empathie gegen Kälte der Moderne. Album des Monats – Moderator angekommen im Pop.

www.melodieundrhythmus.com

Prunkvoll

Prächtige Kulissen waren gefragt, wenn Staatsgäste vorfuhren. Das war im geteilten Deutschland auf beiden Seiten ähnlich. Dem ist eine Ausstellung im Berliner Schloss Schönhausen gewidmet, die ab 1. April zu sehen ist. Die Schau mit dem Titel »Schlösser für den Staatsgäst« zeige, wie sich Regierungen in Ost und West bei solchen Besuchen selbst inszenierten. Bewusst prunkvoll sei in Schlössern des 18. Jahrhunderts versucht worden, die Gäste zu beeindrucken, sagt Kurator Jörg Kirschstein.

Das Schloss im Osten Berlins war seit 1966 Gästehaus des DDR-Ministerrates, dort wurden hochrangige Politiker der sozialistischen »Brudstaaten« empfangen, später auch westliche Politiker wie Willy Brandt. Für die Schau wurde auch das grüne neobarocke »Protokollsofa«, das für offizielle Fotos verwandt wurde, wieder aufgestellt. Michail Gorbatschow sei dreimal hier gewesen, so der Kurator. Zum letzten Besuch im Herbst 1989 habe er keine Unterlagen mehr gefunden. Es habe wohl schon Chaos in der DDR-Führung geherrscht kurz vor dem Mauerfall.

Die Ausstellung wechselt noch an eine zweite Station: Ab 30. Juli wird sie im Schloss Augustusburg in Brühl bei Bonn zu sehen sein, wo frühere Bundesregierungen Staatsgäste empfingen.

(dpa/jW)

Bronzen

Der Prozess gegen den imhaftierten Kunstberater Helge Achenbach wegen der Echtheit von vier Bronzeskulpturen geht weiter. Am Dienstag entschied das Düsseldorfer Landgericht, Zeugen aus dem Umfeld des verstorbenen spanischen Künstlers Juan Muñoz zu hören, von dem die Werke angeblich stammen. Ursprünglich war an diesem Tag schon mit einem Urteil gerechnet worden.

Kläger ist die Familie des verstorbenen Aldi-Erben Berthold Albrecht. Sie fordert von Achenbach und dessen Ehefrau Dorothee den Kaufpreis von 980.000 Euro für die Plastiken zurück. Nach Ansicht der Kläger handelt es sich um nicht autorisierte Nachgüsse. Unter den Zeugen, die das Gericht am 13. September hören will, ist auch die ehemalige Lebensgefährtin des Künstlers.

Vor gut einem Jahr war der einst einflussreiche Kunstberater wegen Millionenbetrugs an seinem 2012 gestorbenen Duzfreund Albrecht zu sechs Jahren Gefängnis verurteilt worden. Das Urteil ist noch nicht rechtskräftig.

(dpa/jW)

